

Zur Entstehung dieses Essays

Dieser Text ist aus meiner Antrittsvorlesung hervorgegangen, die ich im November 2025 am Weltethos-Institut in Tübingen gehalten habe. Sie bedeutete für mich nicht nur die Übernahme einer neuen Aufgabe, sondern auch die Gelegenheit, Fragen aufzugreifen, die mich seit vielen Jahren beschäftigen.

Mit dem von Hans Küng begründeten Weltethos-Projekt geht die Überzeugung einher, dass ein friedliches Zusammenleben in einer pluralen Welt gemeinsame ethische Orientierungen voraussetzt. Es ist der Versuch, inmitten kultureller, religiöser und politischer Unterschiede nach tragfähigen Grundlagen des gemeinsamen Lebens zu suchen.

Für mich selbst ist diese Aufgabe zugleich eine persönliche Wegmarke. Gestartet als Theologe und Ökonom in zwei Disziplinen, die nicht zwingend als natürliche Verbündete gelten, hat sich über einige Um- und Erkenntniswege hinweg schließlich ein Weg herausgebildet, auf dem Fragen des guten Lebens und Fragen gesellschaftlicher Ordnung sich immer wieder begegnet sind – und nun ihren Ort gefunden haben. Dass diese beiden Perspektiven zusammengehören, ist eine Einsicht, die diesen Essay leitet.

Zugleich setzt er einen weiteren Akzent. Er fragt weniger nach Wahrheiten als nach den Formen, in denen Zusammenleben unter Bedingungen bleibender Differenz gelingt. Im Zentrum steht dabei der Kompromiss – nicht als kleiner Bruder der richtigen Lösung, sondern als eine eigenständige Praxis des Miteinanders.

Nach der Vorlesung zeigte sich, dass manches sich noch einmal anders sagen ließ und manches auch etwas ausführlicher, als zunächst gedacht. Der Ton des Textes bleibt dabei bewusst tastend und doch zugespitzt, nicht systematisch im strengen Sinne. Er versteht sich als

Einladung, über eine Fähigkeit nachzudenken, die für offene Gesellschaften ebenso anspruchsvoll wie selbstverständlich sein sollte.

Tübingen, im Juni 2026

Nils Goldschmidt

Prolog nahe dem Himmel: Die Wahrheit wird Euch frei machen



Abb. 1: »Die Wahrheit wird Euch frei machen.« Die Inschrift über der Aula der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau formuliert einen hohen Anspruch. Das Zusammenleben beginnt darunter.

Die Wahrheit mag recht haben. Regieren kann sie nicht.

Der Weg führte mich nach Freiburg. Eine Herausforderung. Nach der behüteten Jugend im ostwestfälischen Höxter und einem zivildienstlichen Schlenker ins sauerländische Arnsberg kam ich, des Alemannischen nicht mächtig, in der Breisgaumetropole Freiburg an, um – durchaus zum Missfallen meiner Eltern, die sich für mich einen Beruf

mit der Option nicht nur zum Seelenheil, sondern auch zum Broterwerb erhofft hatten – das Studium der Katholischen Theologie aufzunehmen.

Und so stand ich manches Mal auf der Brücke, die von der Bibliothek zum Kollegiengebäude I der Albert-Ludwigs-Universität führte – sie gibt es heute nicht mehr – und betrachtete den schönen Bogen, der sich an der Fassade des Gebäudes herauswölbt, oberhalb der Universitäts-aula und unterhalb des Lesesaals der Theologischen Fakultät. Dort las ich, mal mehr und mal weniger aufmerksam, die Universitätsdevise, die seit 1911 in den Stein gemeißelt ist: »Die Wahrheit wird Euch frei machen.«

Nebenbei: Das Bild von der Fassade für dieses Buch habe ich selbst gemacht. Während ich das tat, stellte sich zufällig ein Passant neben mich und sagte – und das ist wirklich nicht ausgedacht: »Ziemlich hoch gegriffen.« Ich möchte ergänzen: Räumlich wie inhaltlich.

Aber in der Tat: Die Wahrheit wird Euch frei machen. Kein schlechter Claim – würde man heute wohl sagen – für eine Universität. Doch schon als junger Student war ich mir nicht sicher, ob mich diese Devise wirklich überzeugte – und ob sie für das Zusammenleben überhaupt trägt. Wobei ich im Nachhinein nicht mehr genau sagen kann, was tatsächliche Erinnerung ist und was spätere Irritation.

Denn das Wort Jesu, aus dem die Devise stammt – »Die Wahrheit wird Euch frei machen« (Johannes 8,32) –, ist streng genommen kein wissenschaftstheoretischer Satz. Es ist eine existenzielle Zusage. Gemeint ist keine logische Wahrheit im Sinne von richtig oder falsch, kein epistemisches null oder eins, sondern eine Wahrheit, die den Menschen in seinem Leben betrifft – eine Wahrheit, die befreien soll.

Der Freiburger Germanist Gerhard Kaiser hat diesen Gedanken mit Blick auf das Universitätsmotto einmal so beschrieben: Freiheit bedeutet hier Befreiung von Angst – und zugleich Öffnung zu Gott, zum Nebenmenschen und zum eigenen Ich.¹

Und hier liegt der eigentliche Kern. Wahrheit ist ein Anspruch an die eigene Lebensführung. Ein beachtlicher Lehrmeister für diesen Ge-

danken ist Søren Kierkegaard, dessen *Einübung im Christentum* mich in maßloser Selbstüberschätzung schon als Jugendlicher beeindruckte – und so einen fahlen Beigeschmack auf die eben angeführte, scheinbar behütete und unbeschwerte Jugend wirft. Kierkegaard schreibt: »Und daher ist, christlich verstanden, die Wahrheit natürlich nicht: die Wahrheit wissen, sondern: die Wahrheit sein.«² Es geht um ein Ethos, auch ohne christliches Backup, das sich freisetzt von Vorurteilen, von verengten Leidenschaften und intellektuellen Fesseln – und so Wahrheit als einen Lebensvollzug in Kontexten versteht. Wahrheit ist in diesem Sinne kein Besitz, sondern ein Prozess – Existenz vollzieht sich im Werden. Wie die Theologin Elisabeth Gräb-Schmidt mit Blick auf Kierkegaard jüngst betont hat, entsteht Wirklichkeit erst im Augenblick – und eröffnet Menschen die Möglichkeit, zu handeln, zu verändern und zu gestalten. Freiheit ist deshalb nie bloß Gabe. Sie ist immer auch Zumutung.³

So verstanden geht es dann aber immer auch um eine solche Wahrheit, die – um nochmals Gerhard Kaiser aufzugreifen – die »Freiheit zum Nebenmenschen«⁴ mitdenkt. Ohne »Nebenmensch« keine eigene Freiheit. Anklänge an Martin Bubers *Ich und Du*⁵, aber vor allem an Emmanuel Lévinas' unentrinnbare *Spur des Anderen*⁶ sind ausdrücklich erwünscht. Ist Wahrheit Lebensvollzug, und so möchte ich sie verstehen, ist sie keine Gewissheit, sondern stetige, nicht von mir allein einlösbare Herausforderung unter Bedingungen. Sie lebt von der Begegnung mit dem Anderen, was, um mit Lévinas zu sprechen, immer auch bedeutet, von einem Rätsel wachgehalten zu werden.⁷ Fragen Sie meine Partnerin.

Freilich: Mit diesem Auftakt habe ich mich selbst in die Enge getrieben. Denn die eben beschriebene Wahrheit im Kierkegaard'schen Sinne ist eine ganz andere Wahrheit als diejenige, die ich im Untertitel meines Buches »Warum die Wahrheit uns nicht retten wird« kritisieren möchte. Eine Wahrheit, die sich ihrer selbst gewiss ist, ohne zu sein. Eine Wahrheit, die im Modus von richtig oder falsch auftritt und sich dabei in der Sonne einer universalistischen Vernunft sonnt.

Und die Vernunft flüstert uns zu: Denke nur, denke nur sorgfältig, denke nur tiefgründiger – und du wirst die Lösung finden.

Für Mathematik und Naturwissenschaften mag das gelten. Für Gesellschaften gilt es nicht. Will man Gesellschaft gestalten, trifft man auf Gestalten, die man nicht selbst ist. Gesellschaften leben nicht von der Durchsetzung der Wahrheit, sondern von der Fähigkeit zum Kompromiss. Wer glaubt, im Besitz der Wahrheit zu sein, hat selten ein Interesse am Kompromiss.

Das macht es schwierig – und oft unerfreulich. Denn die Hybris der menschlichen Vernunft ist ein gefährlicher Ratgeber, wie Goethe in seinem *Faust im Prolog im Himmel* in den Worten des Mephistopheles gegenüber Gott zum Ausdruck bringt:

» Der kleine Gott der Welt bleibt stets von gleichem Schlag,
Und ist so wunderlich als wie am ersten Tag.
Ein wenig besser würd' er leben,
Hättest du ihm nicht den Schein des Himmelslichtes gegeben;
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur tierischer als jedes Tier zu sein.

Vielleicht ist das der Grund, vorsichtig zu sein – mit der Vernunft und mit sich selbst.

Ein Loblied dem Kompromiss. Oder: Das Schweigen der Dilemmata



Abb. 2: Am Ende steht eine Unterschrift. Davor steht ein politischer Prozess – Wolfgang Schäuble, damaliger Bundesminister des Innern (links), und DDR-Staatssekretär Günther Krause (rechts) unterzeichnen am 31. August 1990 im Kronprinzenpalais in Bonn den Einigungsvertrag, dazwischen steht DDR-Ministerpräsident Lothar de Maizière.

Nun, es ist meistens vernünftiger, vernünftig zu sein als unvernünftig. Werden wir konkret: Ist man eingeladen, sagen wir, eine größere öffentliche Rede zu halten, so scheint es vernünftig, am Vorabend nicht zu spät ins Bett zu gehen. Aber wann genau? 21 Uhr wäre sehr früh, Mitternacht vielleicht schon etwas zu spät. Und was, wenn am Abend bereits erste Zuhörer anreisen, denen man freundschaftlich verbunden ist – und man weder unhöflich noch ungesellig sein möchte?

Vernunft ist Bandbreite.

Und genau darin liegt das Problem – und die Notwendigkeit des Kompromisses. In unserem Beispiel heißt das, mit sich selbst einen Kompromiss zu schließen – zwischen erfrischender Bettruhe und belebender Geselligkeit. Beides kann ich nicht in gleicher Weise erreichen. Ich muss gegenläufige Optionen abwägen – und zahle dafür einen Preis: weniger Schlaf oder weniger Geselligkeit. Ich werde etwas tun müssen, was ich einzeln betrachtet nicht gutheiße – im Ganzen aber akzeptiere.

Die Realität setzt jeder vernünftigen Entscheidung Bedingungen – und damit Grenzen. Kompromisse – auch mit sich selbst – sind kein Zeichen von Schwäche, sondern von Realitätssinn. Oft sind sie die einzige Form, in der sich Realität überhaupt bearbeiten lässt. Dennoch bleibt ein Unbehagen: Kompromisse sind nicht nur Lösungen – sie sind auch die Form, in der wir uns schlechtestenfalls an Unvollkommenheit gewöhnen. Sie können bequem werden, lahm, ja träge machen. Gute Kompromisse erfordern Aufmerksamkeit, Wachheit und geistige Frische. Der Unterschied ist entscheidend: Aus einem müden »Ach, auch schon egal ...« wird ein bewusstes »Das machen wir so.«

Der amerikanische Schriftsteller F. Scott Fitzgerald hat einmal bemerkt, ein Zeichen wirklicher geistiger Reife sei die Fähigkeit, zwei widersprüchliche Gedanken gleichzeitig im Kopf zu halten und dennoch handlungsfähig zu bleiben.⁸ Diese Fähigkeit ist auch die intellektuelle Voraussetzung jeder Kompromisskultur.

Wie viel Eindeutigkeit und wie viel Vernunft steckt in unseren moralischen Entscheidungen? Diese Frage stellt der Philosoph Richard Rorty in seinem lesenswerten Essay *Justice as a Larger Loyalty* aus dem Jahr 2007. Rorty, einer der zentralen Vertreter des Neopragmatismus, zeigt dort – wie auch an vielen anderen Stellen seines Werks –, wie oft sich hinter der Berufung auf Vernunft nur eine rhetorische Selbstbestätigung verbirgt. Eine Selbstbestätigung, die sich als Wahrheit ausgibt, und sich, mit Jürgen Habermas gesprochen, auf die »Kraft des besseren Arguments« stützt:

» Ich sehe keinen Sinn in der Behauptung, es sei vernünftiger, im Fall eines Atomkriegs die Nachbarn den eigenen Angehörigen vorzuziehen, oder in der These, die weltweite Nivellierung der Einkommensverhältnisse sei vernünftiger als die Erhaltung der Institution der liberalen westlichen Gesellschaften. Wer das Wort ›vernünftig‹ gebraucht, um die eigene Lösung solcher Dilemmata zu preisen, und den Ausdruck ›der Kraft des besseren Arguments nachgeben‹ verwendet, um das eigene Entscheidungsverfahren zu kennzeichnen, macht sich selbst ein Kompliment ohne wirklichen Inhalt.⁹

Das scheinbar bessere Argument ist doch häufig und vor allem das eigene.

Im Konsens des besseren Arguments sind Normen nur gültig, wenn alle Betroffenen ihnen zustimmen könnten. In jedem Sprechakt steckt ein universell einlösbarer Geltungsanspruch. »Die Akteure selbst sind es«, um Habermas' klassische Stelle zu zitieren, »die den Konsens suchen und an Wahrheit, Richtigkeit und Wahrhaftigkeit bemessen«¹⁰. Der rationale Diskurs als letzte, unhintergehbare Verständigung, dessen universalistischer Erhabenheit sich am Ende niemand entziehen kann. Ziemlich hoch gegriffen. Dieses Mal aber nur inhaltlich. Anders gesagt: Habermas' Diskursethik ist normativ beeindruckend – praktisch aber erstaunlich weltfern.

Hier beschreitet der Kompromiss einen anderen Weg. Der amerikanische Philosoph Martin Benjamin beschrieb ihn einmal treffend als »splitting the difference« – als ein Treffen auf halbem Wege.¹¹ Kompromisse bedeuten dabei immer auch einen Verlust.¹² Man verzichtet auf etwas, das einem wichtig ist. Darin liegt der Grund, warum sie so häufig mit einem Gefühl des Bedauerns verbunden sind. Kompromisse verlangen Trauerarbeit.

Schon die erste Auflage des Dudens aus dem Jahr 1880 umschreibt den Kompromiss als »gegenseitige Nachgiebigkeit«. Welche wunderbare Formulierung!

Anders der Konsens. Im Konsens triumphieren die rationalen Gründe, gefunden wird eine alles in allem richtige, zustimmungsfähige Lösung. Und wer nicht zustimmt, hat halt nicht richtig nachgedacht.

Natürlich geben wir dann weiterhin die demütigen Fallibilisten in der Tradition Karl Poppers, die wissen, dass es keine absolute Wahrheit gibt und keine endgültigen Gewissheiten. Aber stolz, so ein klein bisschen stolz, sind wir schon auf unsere überlegene Vernunft. Jetzt stimm' halt zu! Sieh es endlich ein! Denke nur, denke nur sorgfältig, denke nur tiefergründiger. Dann lösen sich die Probleme. Der Konsens ist die bequemste politische Illusion. Er verspricht Einigkeit, wo tatsächlich Konflikte nur verschoben werden.

Anders der Kompromiss. Kompromisse sind keine fehlerhaften Entscheidungen – sie sind unter den Bedingungen der Wirklichkeit oft die richtigen. Auch beim Kompromiss hält man die eigene ursprüngliche Position weiterhin für insgesamt vorteilhaft – ist aber, um des lieben Friedens willen, bereit, auf den anderen zuzugehen.

»Um des lieben Friedens willen« ist übrigens eine sehr schöne Umschreibung dessen, was einen Kompromiss ausmacht. Man verzichtet auf etwas, weil es dem Miteinander dient – dem friedvollen. Man akzeptiert den anderen in seiner Position und auch in seiner Andersartigkeit. Man streckt die Hand aus und ahnt sogar, dass man nicht alle Trümpfe in der eigenen Hand hält, weil man selbst nur einen begrenzten Ausschnitt auf die Welt sieht.

Die Bereitschaft zum Kompromiss vergrößert die Handlungsspielräume – und mit ihnen auch die Erfahrungsräume. Das gilt für lebenspartnerschaftliche Übereinkünfte genauso wie für Regierungskoalitionen. Kompromisse sind oft Umwege. Aber Umwege erhöhen bekanntlich die Ortskenntnis.